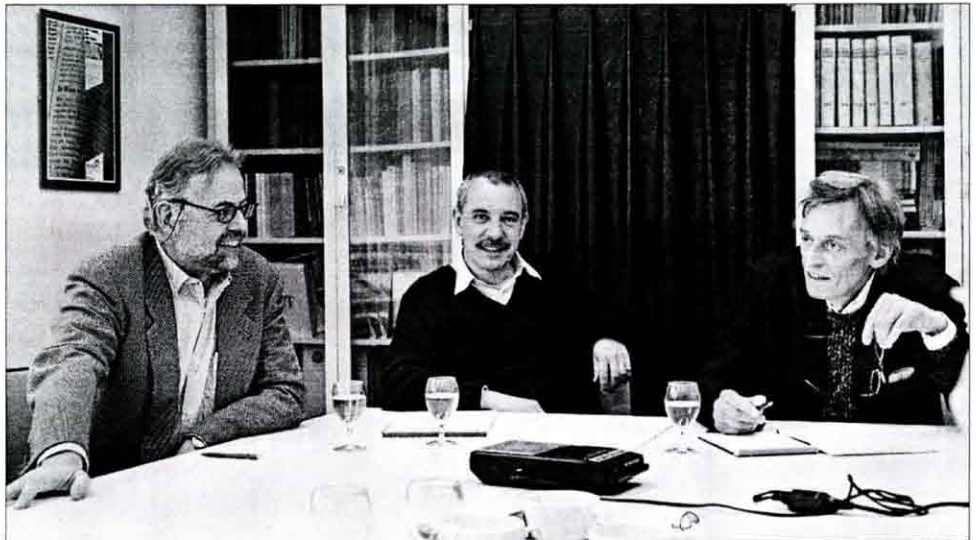


Visionen für die Stadt

Das Parkhaus Herrenacker noch immer nicht gebaut. Die Projekte Fischerhäuserberg/Güterhof seit über zehn Jahren blockiert. Ein gescheiterter erster Anlauf zur Planung Bahnhof West – und nun der Versuch eines zweiten. Dazu harsche öffentliche Kritik an der neuen Überbauung Strickmaschinenareal, die im Volksmund despektierlich als «Kolosseum» apostrophiert wird. Die Stadt Schaffhausen tut sich offenbar schwer mit ihrer Entwicklung. Gibt es überhaupt Visionen? Und wenn, weshalb verstanden sie und können nicht in die Realität umgesetzt werden? Schliesslich wurden in der Vergangenheit bereits zahlreiche Wettbewerbe durchgeführt, die auch eine Vielzahl von Ideen gebracht haben. Nur: Umgesetzt wurde davon wenig bis nichts, die hochfliegenden Entwürfe landeten in den Schubladen. Weshalb? Um diese und andere sehr aktuelle Fragen zu klären, bat die Redaktion drei Fachleute, Stadtbaumeister Ulrich Witzig und die Architekten Hans Peter Oechslí und Christian Deggeller, zum Gespräch auf die Redaktion. Geführt wurde eine muntere Diskussion, die mit dieser Wiedergabe noch längst nicht erschöpft ist. Das Thema Stadtentwicklung und städtebauliche Visionen wird Fachleute und Öffentlichkeit noch weiter beschäftigen – und vielleicht, was aus der Sicht der Fachleute wünschenswert wäre, in einem breiteren Ausmass als bis anhin.



Debatte über die Stadtentwicklung mit drei Fachleuten, von links nach rechts: Stadtbaumeister Ulrich Witzig, die Architekten Hans Peter Oechslí und Christian Deggeller.

Aufnahme: B. + E.-Bühner

Stadtentwicklung zwischen Vision und Stillstand

Zum Thema Stadtentwicklung diskutierten auf der SN-Redaktion Stadtbaumeister Ulrich Witzig, die Architekten Hans Peter Oechslí und Christian Deggeller. Das Gespräch leitete Martin Schweizer, notiert wurde es von Jörg Riser.

Schaffhauser Nachrichten: Karl Kraus verlangte von einer Stadt, in der er leben wollte, nur Asphalt, eine Kanalisation, einen Hausschlüssel, eine Heizung und Warmwasser. Denn, so Kraus, «gemütlich bin ich selbst». Er stellte sich damit seinerzeit gegen hochfliegende urbanistische Pläne – und wäre, wenigstens hier, wohl ein typischer Schaffhauser. In den letzten Jahren spürte man bei uns jedenfalls nichts mehr von irgendwelchen städtebaulichen Visionen.

Sachzwänge sind

keine Grundlage

für eine Stadtplanung.

Hans Peter Oechslí

nen. Können Sie dieser Schlussfolgerung zustimmen?

Hans Peter Oechslí: Ich denke schon, ja. Der Bürger benötigt aber Visionen, um sich damit auseinanderzusetzen. Dabei ist es die Sache von Fachleuten, Visionen und Leitbilder zu erarbeiten. Da ist in Schaffhausen tatsächlich ein Mangel auszumachen.

Christian Deggeller: Verschiedene Ansätze waren vorhanden, aber Visionen verlangen natürlich eine Auseinandersetzung, und solange das Thema Urbanität nicht zum Thema in der Öffentlichkeit wird, nützen Visionen wenig. Und Visionen beinhalten mehr als die Sicht auf Einzelobjekte.

SN: Aber zuerst muss die Idee da sein. Erst dann kann sich die Öffentlichkeit damit beschäftigen. Man kann doch nicht hingehen und sagen: Los, Volk, entwickle endlich eine Vision.

Ulrich Witzig: Der Ausspruch von Karl Kraus ist ohne die spezifische Situation der zwanziger und dreissiger Jahre in Wien nicht zu verstehen. Wegleitend war damals das Manifest für mehr Sachlichkeit – und das heisst: für mehr Technik. Kraus' Ausspruch ist nichts anderes als ein Plädoyer für funktionelle Visionen. Das entspricht etwas völlig anderem als einer städtebaulichen Vision.

SN: Das haben wir durchaus auch so verstanden. Kraus wollte, zum Beispiel, nicht besonders schöne, liebliche und möglichst möblierte Fussgängerzonen, er wollte bloss, dass die Stadt funktioniert.

Oechslí: Hier möchte ich nachdoppeln. Natürlich benötigt man Visionen, um darüber sprechen zu können. Es ist eindeutig Aufgabe des Hochbauamtes, des Planungsamtes, den Bürgern Visionen vorzulegen und die Diskussion anzugehen. Wir haben in der Schaffhauser Altstadt zahlreiche weisse Flächen, die geradezu nach einer Vision rufen. Der Mangel an Visionen führt jedoch zu Sachzwängen. Man hüte sich auch vor Geschenken. Ein solches «Geschenk» war beispielsweise die Rheinfurterstrasse, um städtebaulich viel mehr Probleme schuf, als sie gelöst hat. Heute, scheint mir, wartet man zu sehr auf Investoren und äussere Anstösse, statt dass man selbst das Heft in die Hand nimmt – was jetzt allerdings beim Bahnhof geschieht. Man muss Entwicklungsgebiete selbst lokalisieren und versuchen, zu urbanen Lösungen zu gelangen. Dann ist eine Richtschnur da, und man könnte versuchen, sie zum Wohle der Stadt zu realisieren. Während die andere und vor allem heute gepflegte Schiene eigentlich falsch ist: Man schaut, wo Geld fließen könnte und wo ein Bedarf auszumachen ist. Erst danach wird gehandelt. Solche Sachzwänge sind keine Grundlage für eine Stadtplanung.

Witzig: Das Kurzzeitgedächtnis ist offenbar sehr sehr kurz geworden. Ich erinnere lediglich an die Wettbewerbe Güterhof, Bahnhof West, und an die Ideenwettbewerbe Strickmaschinenareal, Kammgarten. In den achtziger Jahren wurde mit diesen Wettbewerben versucht, mögliche Szenarien zu zeigen. Zudem ist festzustellen, dass die Altstadt durch ihre Topographie und Begrenztheit eine ausserordentlich starke Gestalt hat. Dieses Dreieck ist klar definiert, und in den Randbereichen mussten Probleme, vor allem Verkehrsprobleme, gelöst werden. Die Rheinfurterstrasse ist ein Teil dieser Lösungen. Aber man muss sich jetzt natürlich auch die Frage stellen, weshalb diese Visionen nicht umgesetzt werden konnten. Da liegt doch der wesentlichste Punkt. Deshalb verstehe ich unter einer Vision nicht unbedingt den grossen umfassenden Wurf, sondern eher das Bemühen, sich bei zwei oder drei wichtigen Entwicklungsstellen der Stadt Gedanken über die künftige städtebauliche Entwicklung zu machen.

Deggeller: Das Stichwort ist gefallen: Die Umsetzung eines Projektes. Hier lassen sich zwei Philosophien entwickeln. Zum einen ist eine Vision wichtig, um einen Denkprozess auszulösen.

Gleichzeitig kann eine Vision vorhanden sein und zu einem Konzept führen, das so grossartig ist, dass es überhaupt nie eingelöst wird. Dann wird im besten Fall ein geistiger Prozess vollzogen. Die Umsetzung einer Vision erfordert zudem einen gewissen Zeithorizont. Die andere Philosophie entspricht einer pragmatischen Linie: Man entscheidet vor Ort und aus dem Moment heraus. Damit ist eine gewisse Aktualität gegeben, aber man handelt sich den Nachteil von Friktionen ein. Das Strickmaschinenareal entspricht einem solchen Beispiel. Hier wurde vor Ort für das Bauvorhaben entschieden, ohne eine Vision, wie es weitergehen könnte.

SN: Unser Kurzzeitgedächtnis, Herr Witzig, ist durchaus intakt. Aber man muss feststellen, dass gewisse Sachen derart lange dauern, dass sie schliesslich davonlaufen.

Wir haben versucht,

mögliche Entwicklungsszenarien zu zeigen.

Ulrich Witzig

Bahnhof West beispielsweise ist nie gebaut worden, wir haben ohne das Parkhaus Herrenacker ein ungeklärtes Parkierungsproblem, und das Projekt Güterhof/Fischerhäuserberg zieht sich ebenfalls über Jahre hin. Irgend etwas stimmt doch da nicht.

Witzig: Die Frage bezog sich auf die Visionen, und Hans Peter Oechslí hat explizit behauptet, es sei Sache der Stadt, gewisse Vorgaben zu schaffen. Ich erinnere daran, dass die Wettbewerbe Szenarien entworfen haben, in welche Richtung die Entwicklung gehen könnte. Für diese Bereiche existieren jedoch auch Zeitabhängigkeiten. Man muss sehen, wann diese Ideen entstanden sind. In der heutigen Zeit müsste eigentlich eine Vision anders aussehen als Anfang der achtziger Jahre. Inzwischen haben wir auch eine andere Geschichtsauffassung als damals.

Oechslí: Natürlich gibt es Wettbewerbe. Aber offensichtlich hat es an etwas gemangelt, weil die Ideen nicht in das Bangeschehen eingeflossen sind. Die Projekte, behaupte ich, sind nie richtig ins das Bewusstsein der Schaffhauserinnen und Schaffhauser gedrungen, und eine breite Diskussion darüber fand nie statt. Beispiel Strickmaschinenareal: Auch da wurden ursprünglich gewisse urbane Leitplanken gesetzt. Beim nun realisierten Projekt vermisst man jedoch fast alle damals ent-

wickelten wesentlichen Punkte. Sicherlich ist ein Projekt einem zeitlichen Verschleiss ausgesetzt, aber die Beziehung vom Strickmaschinenareal zur Stadt wurde früher geklärt – jetzt ist nicht einmal mehr der Ansatz einer Umsetzung der damaligen Erkenntnisse festzustellen. Nicht einmal ein Fussgängeranschluss zum Mosergarten hin ist vorhanden. Hier wurde ein Renditeobjekt ohne urbanen Zusammenhang errichtet, der gerade an diesem Ort dringlich gewesen wäre.

Witzig: Der Ideenwettbewerb Strickmaschinenareal war in der politischen Diskussion der Auslöser für die Realisierung des Doppel-T, was die Anbindung des Areals an die Unterstadt gestattete. Das ist als positiver Aspekt geblieben. Der erste Preis von Ernst Gisel umfasste damals eine Grosslösung: Es wurde noch darüber diskutiert, die Bachstrasse abzusenken. Aus finanziellen Gründen musste diese Idee fallengelassen werden. Danach stimmte der Massstab von Gisels Projekt nicht mehr – zumal auch der Mosergarten zwischenzeitlich aufgewertet wurde. Also: Die Gesamtdiege wurde zugunsten von Teillösungen aufgegeben.

Deggeller: Der Mensch braucht grundsätzlich eine Vision, auch als ein Lebensmotor. Aber die genannten Beispiele zeigen doch auch, dass zur Realisierung von Visionen, von Blickrichtungen, die Zeitintervalle zu kurz geworden sind. In der Baukultur gab es zahlreiche Epochen, die visionäre Prozesse zugelassen haben, aber diese Zeiten sind vorbei. Heute existiert ein gewisser Prosperitätsdruck, der den notwendigen Zeitraum zur Realisierung einer Vision verunmöglicht. Eigentlich entspricht es nahezu einem Hohn, wenn wir von den achtziger Jahren sprechen – als ob man eine Vision für fünf Jahre entwickeln könnte. Eine Vision ist etwas Grossräumigeres. Die angesprochenen Ideenwettbewerbe entsprachen keinen Visionen, sondern punktuellen Lösungen. Ein wirklich visionärer Ansatz wäre für mich die Frage: Wie gehe ich gesamtlich mit der historisch gewachsenen Substanz der Altstadt um? Dann gelangen wir schnell zum Rheinufer – wo Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Industrialisierung ein neuer Nutzungsgürtel entstanden ist –, das in der Nachkriegszeit bereits obsolet und schliesslich und in der Euphorie der Motorisierung durch die Rheinfurterstrasse von der Altstadt abgeriegelt wurde.

Witzig: Die Rheinfurterstrasse ist da, das lässt sich nicht wegdiskutieren.

Deggeller: Die ist da, natürlich. Und gerade deshalb müssen wir mit ihr auf eine neue Art und Weise umgehen. Und

deshalb mögen die punktuellen Ideenwettbewerbe Kammgartenareal und Strickmaschinenareal zwar wertvolle Beiträge gewesen sein, aber es fehlte eine weitergehende Verknüpfung von der Mühlenen bis zum Salzstadel. Die Gesamtansicht, im Kontext der Abfolge betrachtet, gestattet, neue Bedürfnisse im Verständnis heutigen Zeiteistes einzufügen.

Witzig: Jetzt muss ich unterbrechen. Städtebau ist eine Auseinandersetzung mit städtebaulichen Grundstrukturen. Und wir haben einerseits die mittelalterliche Altstadt mit charakteristischen Parzellenstrukturen. Dann die Bereiche Museum und Baumgarten. Mit der Industrialisierung wurde ein Zusatzbereich geschaffen. Strukturell spielt das keine Rolle, weil die Bauten der Kammgarten und des Strickmaschinenareals von

Der Mensch

braucht grundsätzlich eine Vision.

Christian Deggeller

der Typologie her genau gleich sind. Der Inhalt eines jeden Ideenwettbewerbs ist im wesentlichen, dass man sich mit dem Bestand auseinandersetzt, und Städtebau geht, weiss Gott, etwas weiter als bloss bis zur Parzellengrenze ...

Oechslí: Wie akademisch jetzt auch immer ...

Witzig: Das ist nicht akademisch.

Oechslí: Doch, das ist akademisch. Die Schaffhauser würden ihre Stadt eigentlich gerne an den Rhein anschliessen.

Witzig: Die Stadt lag nie direkt am Rhein.

Oechslí: Aber heute möchte man das. Der Bezug zum Rhein fehlt – und zwar von den Mühlenen bis zum Brückenkopf. Es existieren in der Tat nur wenige Denkmäler, wie man künftig diesen Bezug herstellen könnte. Das ist doch eines der grossen Themen: Was machen wir mit der Beziehung Stadt-Rhein? Diesen Ansatz vermissen ich völlig.

Deggeller: Wir sprechen im Grund vom Gleichen. Aber nochmals zum Prosperitätsdruck, angelehnt am Beispiel von Bahnhof West. Es nützt uns leider wenig, Ideen zu formulieren, die drei Jahre später den Bedürfnissen nicht mehr entsprechen. Es nützt nichts, einen

Kammgarn-Ideenwettbewerb zu veranstalten, und die IWC und andere Modelle machen zwei Jahre später völlig andere Bedürfnisse geltend.

Oechslis: Das ist ein springender Punkt. Wenn ein Wettbewerb stark an einen Nutzer gebunden ist, wie etwa Bahnhof West, wo die Planung von Investitionen der PTT ausgegangen ist, kann das fatal sein. Ein Ideenwettbewerb darf nicht derart stark an einen Nutzer gebunden sein. Die Frage hinter dem Bahnhof ist die: Wollen wir dort einen urbanen Stadtteil, damit das Stadtzentrum bis an den Hangfuss reicht, oder wollen wir umgekehrt das Wohnen bis zum Bahnhof? Das sind Fragen von grosser Bedeutung, die mit einem Nutzer noch nichts zu tun haben. Die Antworten sind jedoch wesentlich für Visionen, für Entscheidungen, in welche Richtung wir uns bewegen sollen.

Witzig: Auch wenn es jetzt vielleicht wie aus einer Defensive heraus tönt: Hans Peter, Du warst seinerzeit beim Wettbewerb Bahnhof West beteiligt, Du hast vorgängig Studien gemacht und Du bist jetzt in die Planung beim Bahnhof involviert. Die Ansichten und Analysen, so wie sie jetzt vorbereitet sind, sehen in den Zielschritten doch anders aus.

Oechslis: Ich habe immer die Ansicht vertreten, die Stadt müsse sich urban über das Bahnhofsgebiet hinaus entwickeln. Daran hat sich nichts geändert. Die Nutzer haben gewechselt, zahlreiche Randbedingungen haben sich geändert, aber die Idee an sich, eine Zentrumsverlagerung zu realisieren, ist die gleiche geblieben. Das ist ein solcher wichtiger Pflock, wie er – im übertragenen Sinne – am Rhein mit der Rheinuferstrasse benötigt wird. Akzeptieren wir diese Strasse, überbauen wir sie oder gibt es andere Visionen? Das Problem muss nutzerunabhängig angegangen werden. Aus den Wettbewerben heraus ist so wenig entstanden, weil sie immer auf einer Nutzungsvorstellung basierten.

Deggeller: Das ist richtig. Aber zur Entschuldung der früheren Bemühungen und Ansätze müssen wir doch auch den Zeitrahmen betrachten. Am Ende der achtziger Jahre, Anfang der neunziger Jahre, als alle diese Wettbewerbe durchgeführt wurden, herrschte in der Bauwelt und bei den Investoren eine komplett andere Stimmung als heute. Das zeigt deutlich die enorm schnelle Entwicklung. 1991 wurde für die kantonale Verwaltung die Idee eines neuen Verwaltungsgebäudes Herrenacker Süd entwickelt, drei Jahre später war dafür bereits das Geld nicht mehr da, und ein Teil der Verwaltung zog ins Mühlental.

Oechslis: Das bestätigt, dass man Programme nutzungsneutraler entwerfen muss. Ich muss auch konstatieren, dass sich die Stadt immer sehr bemüht hat, Wettbewerbe zu veranstalten und wichtige Fragen zu diskutieren. Aus irgendwelchen Gründen ist davon wenig in die Realität geflossen. Ein Lob für das Hochbauamt, aber wir müssen uns trotzdem fragen, weshalb heute in städtebaulicher Hinsicht eine gewisse Ratlosigkeit herrscht.

SN: Kommen wir auf die Überbauung Strickmaschinenareal zurück. Herr Oechslis meint, hier sei städtebaulich etwas verpasst worden. Warum das?

Witzig: Tatsächlich ist hier vom Ideenwettbewerb, wie schon angemerkt, lediglich die Verkehrslösung, das Doppel-T, übriggeblieben. Und zwar, weil der erste Vorschlag eine Grossform vorgesehen hat. Sie war nicht realisierbar, weil eine dafür notwendige Absehung der Bachstrasse aus Kostengründen nicht in Frage gekommen ist. Es gab einen zweiten Vorschlag, der sich an die Grundstruktur der Industrieentwicklung anlehnte und sie weitergezogen hat. Mit folgender Ausgangslage: Das Areal Strickmaschinenareal im Besitz der Stadt, die anschließenden Privatliegenschaften, dahinter der Bereich Brückenkopf. Eine grössere Lösung setzt ge-



Überbauung Strickmaschinenareal: Die einen, wie Stadtpräsident Wenger, sprechen von einem gelungenen Werk, andere von einem Koloss.
Aufnahme: Selwyn Hoffmann

wisse Dinge voraus. Es muss zuallerst der Wille da sein, sie zu realisieren. Zweitens ist eine politische Akzeptanz notwendig, und drittens benötigt der Architekt einen Bauherrn, der willens ist, sich einer Grundstruktur unterzuordnen oder sie zumindest wahrzunehmen. Heute muss ein Architekt primär die technischen und wirtschaftlichen Kriterien erfüllen. An diesem Faktum kommt niemand vorbei. Und es war ein politischer Erntscheid, das Baurecht Strickmaschinenareal zu vergeben – der dahinterliegende Bereich war zu diesem Zeitpunkt gar kein Thema. Wenn wir die Überbauung ansehen, entspricht die Zeilenbaute in etwa noch der Grundstruktur der industriellen Entwicklung am Rhein. Und da haben wir noch die Gegebenheit, dass die dahinterliegenden privaten Liegenschaften aus dem 19. Jahrhundert kleinmassstäblich und der historischen Stadt viel näher sind. Hier liegt der Konflikt: Auf der einen Seite die mittelalterliche Struktur, auf der anderen die grössere Struktur der Industriegebiete.

*Es muss zuallererst
der Wille da sein,
etwas zu realisieren.*

Ulrich Witzig

Deggeller: In solchen Fällen müssten die Stadtbildkommission, das Hochbauamt oder andere Instanzen die Weitsicht haben, einzuschreiten und zu sagen: Die Sache da unten ist noch nicht zu Ende gedacht.

Oechslis: Das ist sie tatsächlich nicht. Wir haben jetzt auch einen Platz, der vorher eine Strasse war, aber wir haben einen Platz, wo gar nichts ist. Auch darüber hätte man, unter Einbezug der Bürgerinnen und Bürger, diskutieren können. Ohnehin müsste das Interesse der Öffentlichkeit für die städtebauliche Entwicklung mehr geweckt werden. Ohne umfassende Diskussion über die Brennpunkte wird die Entwicklung immer nur Stückwerk bleiben.

Deggeller: Die Diskussion ist doch jetzt eingeleitet.

SN: Aber zu spät. Was in Beton gegossen ist, lässt sich nicht mehr wegwiszen. Deshalb ist der Zeitpunkt einer Diskussion auch so wichtig. Und der Anstoss muss von den Gremien ausgehen, die wissen, was geplant ist: Vom Hochbauamt oder von der Stadtbildkommission. Oft genug hat die Öffentlichkeit keine Ahnung, was da läuft.

Deggeller: Da habe ich gar nichts dagegen. Weshalb nicht in der Behörde

einen Delegierten für die Öffentlichkeitsarbeit bestimmen?

Oechslis: Die Stadtbildkommission sollte vielleicht auch gewisse Themen öffentlich verhandeln.

SN: Es gab auch einmal eine Planungskommission.

Witzig: Die gibt es immer noch; sie ist öffentlich und gelegentlich kommen zwei oder drei Pensionierte, die Zeit haben, um sich die Beratungen anzuhören. Die Stadt hat früher sehr viel kommuniziert und nicht nur die Wettbewerbe vorgestellt, sondern auch Ausstellungen zu Studienaufträgen veranstaltet. Das Interesse war allerdings relativ bescheiden. Aber ich will nicht ausschliessen, dass gewisse Themen in Fachkreisen intensiver diskutiert werden sollten. Das würde auch etwas bringen. Hier liesse sich der Ball auch zurückschlagen: Weshalb nehmen die Fachleute die Sache nicht in die Hand und machen Anregungen? Fachverbände gibt es ja genug.

SN: Natürlich könnten dies die. Eine Behörde hat jedoch auch eine Informationspflicht. Und sie muss informieren, bevor ein Projekt geboren ist. Heute münden Diskussionen in der Regel lediglich in der Stumpengeleise, ausgelöst nur durch Rekurse, die die Ausführung eines Projektes verzögern.

Deggeller: Nehmen wir das Beispiel Fischerhäuserberg, wo Öffentlichkeitsarbeit vielleicht sogar hätte vermitteln können. Da zeigen sich die Grenzen des demokratischen Prozesses. Ich habe mir kürzlich einen Satz notiert, Zitat: «Unser politisches-demokratisches Entscheidungsverfahren gewährleistet kaum absolut richtige Beschlüsse. Zu widersprüchlich ist ihr Prinzip, wonach eine Quantität (sprich Mehrheit) eine Qualität (den richtigen Beschluss) bestimmen soll.» Das ist ein Preis, den wir für die Demokratie bezahlen wollen.

SN: Einen Augenblick. Es geht nicht darum, dass das Volk abstimmt, ob die Überbauung Strickmaschinenareal nun drei oder vier Stockwerke haben darf. Es geht darum, eine Sache vorzustellen und zu vertreten, beispielsweise mit einer Informationsveranstaltung. Damit könnten immerhin auch neue Anregungen ausgelöst werden.

Deggeller: Das tut der Stadtbaumeister ja. Alle Wettbewerbe waren der Öffentlichkeit zugänglich.

Oechslis: Das Baureferat hat viel getan, aber wir haben es mit einem echten Kommunikationsproblem zu tun. Die Diskussion findet oft auf einer abstrakten und technischen Ebene statt, welche die Leute nur schwer verstehen. Wir müssten auf einfache, verständliche Bilder zurückgreifen. Nehmen wir nochmals das Beispiel Rheinuferstrasse: Da könnten Bilder gezeigt werden, wie die Menschen am Rhein sitzen können

– das wird verstanden. Eher jedenfalls als komplexe Planungsprozesse.

Deggeller: Aber man muss aufpassen, dass dies nicht in Romantik abgleitet ...

Oechslis: Stadtplanung kann nebst vielem anderem auch romantisch sein.

Deggeller: Ja, das ist auch ein Aspekt, aber hinter der Stadtplanung stecken gewisse intellektuelle Überlegungen. Ich will jedoch nochmals auf den Fischerhäuserberg zurückkommen. Dort gab es einmal einen Wettbewerb mit einer qualitativ sauberen Lösung. Danach wollte man aus irgendwelchen Gründen zwei bestehende Liegenschaften einbeziehen. Dadurch rutschte die Behauungskantenhöhe in die Höhe: Hier hätte man die Öffentlichkeit fragen müssen, ob die Häuser erhalten bleiben sollen (mit dem Preis, dass dafür höher den Berg hinauf gebaut wird), oder ob die Häuser abgebrochen werden können mit dem Ergebnis eines geringeren Volumens des Neubaus. Diese Ent-

*Ohne Diskussion wird
die Entwicklung immer
nur Stückwerk bleiben.*

Hans Peter Oechslis

scheidung hätte im öffentlichen Diskurs den weiteren Verlauf möglicherweise klären können.

Oechslis: Das grösste Problem ist, die Dinge derart vorzustellen, dass beim Laien ein Bild entsteht. Da sind die Experten viel zu akademisch. Wir bringen die Bilder von Projekten nicht so, dass sie die Lust an der Diskussion wecken, dass die Leute sich für das Stadtbild und für eine Idee engagieren.

SN: Als Beispiel dafür können wir wieder den Bahnhof nehmen: Die Öffentlichkeit weiss zurzeit überhaupt nicht, was die hier tätige Planungsgruppe ausbrütet.

Witzig: Bei solchen laufenden Projektierungsprozessen wie beim Bahnhof empfehlen sich Zwischeninformationen nicht. Hingegen wird die Arbeit selbstverständlich vorgestellt, wenn sie – in wenigen Wochen – beendet ist.

SN: Aber wenigstens die Stadtbildkommission könnte sich etwas öffnen.

Witzig: Über Strukturen lässt sich immer diskutieren. Die Stadtbildkommission ist als ein beratendes Gremium des Stadtrates in das Bewilligungsverfahren eingebunden, und es ist nicht vorgesehen, die dort ablaufenden De-

batten öffentlich zu machen. Aber darüber lässt sich natürlich reden. Meine Vorstellung von der Stadtbildkommission war immer, dass sie ganz eindeutig eine Fachkommission sein sollte, zusammengesetzt aus Fachleuten mit entsprechender Kompetenz. Mittlerweile ist die Stadtbildkommission erweitert worden. Aber generell gilt doch: Je grösser ein Gremium wird und je mehr Vereinigungen darin ihre Interessen vertreten, desto schwerfälliger wird die Diskussion. In Sachen Städtebau und wenn über Qualität debattiert wird, hört jedoch die Demokratie ein Stück weit auf.

Deggeller: Im Grunde bin ich völlig derselben Meinung: Es gibt Prozesse, die sich nur bei einer gewissen Abschottung entwickeln können. Erst am Schluss soll eine Öffnung stattfinden. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Öffnung erst dann erfolgt, wenn auch die Lösung vorliegt, der Prozess abgeschlossen ist. Eine frühzeitige Öffnung könnte leicht in ein demagogisches Geschwätz ohne Gehalt ausarten, das der Sache nicht dienlich wäre.

Oechslis: Ich meine ebenfalls, dass es erst fruchtbar werden kann, wenn zuerst ein Gärungsprozess in den Fachgremien stattgefunden hat. Hier liegt jedoch auch die Schwierigkeit: Wir haben etlicher solche Prozesse gehabt. Sie sind dann versandet, weil die notwendige Öffentlichkeitsarbeit fehlte, das Resultat einer Planung unter das Volk zu bringen und es dafür zu interessieren oder zu begeistern.

Deggeller: Planungsergebnisse dem Volk vorzustellen ist wichtig – und darauf zu reagieren noch möglich. Aber es geht nicht an, dass bei der heute geforderten Komplexität der Planung alle mitreden.

SN: Es gab in dieser Stadt allerdings auch schon eine andere Philosophie. Propagiert wurde die offene Planung, nicht zuletzt aus der Erkenntnis heraus, dass eine Expertokratie auch nicht von Gutem sein kann. Nachmals: Es fehlt an der Offenheit bei planerischen Prozessen zur rechten Zeit. Aktuell wird ein Projekt deshalb erst, wenn es bereits realisiert ist. Und wir stellen fest, dass zahlreiche Probleme ungelöst sind: Das Parkhaus Herrenacker, der Fischerhäuserberg, die Planung hinter dem Bahnhof. Worum liegt denn das?

Witzig: Beim Herrenacker führten zuerst Rekurse zur Verzögerung, jetzt fehlt eine Entscheidung über die Trägerschaft. Die Einsprachen haben doch die Realisation massiv verzögert. Beim Fischerhäuserberg blockieren privatrechtliche Einsprachen das Projekt, und bis die erledigt sind, dauert es offensichtlich drei bis vier Jahre. Wenn heutzutage über ein Projekt orientiert wird und anschliessend eine jahrelange Phase von Einsprüchen folgt, ist doch der Film schon längst geschrieben: Wenn die Baubewilligung rechtskräftig wird, weiss die Öffentlichkeit längst nicht mehr, wie das Projekt überhaupt aussieht.

Deggeller: Dann wird gebaut und anschliessend reklamiert. In einer solchermassen langen Phase können sich ein Wertewandel und andere veränderte Randbedingungen bemerkbar machen. Die heutige Schnelligkeit kann dazu führen, etwas Gütiges von gestern ohne tiefere Reflexion allzu oberflächlich zu verurteilen. Ein schwieriger Vorgang und kein taugliches Korrektiv.

Witzig: Was kann man in einer solchen Situation, in einem derartigen Rechtsverfahren tun, um ein Projekt besser kommunizieren zu können, um bei der Umsetzung etwas mehr Erfolg zu haben? Wenn jemand ein Rechtsmittel ergreift, ist das sein gutes Recht, ob uns das jetzt passt oder nicht.

Oechslis: Man müsste sich zum Ziel setzen, den Mut und die Freude zur Mitsprache bei städtebaulichen Fragen zu wecken. Da sind alle gefordert.

SN: Herr Witzig, Herr Oechslis, Herr Deggeller, wir danken Ihnen herzlich für das Gespräch.